

Das Ästhetische in den Religionen

Rudolf ZUR LIPPE
Universität Wuppertal

Das Ästhetische ist das Reich unserer Sinnesorgane und dessen, was sie uns wahrzunehmen geben, wie sie uns in Bewegung versetzen. Man kann dies die existenziellsten unserer Beziehungen zur Welt nennen. Welche Bedeutung haben sie für Religion?

Religion können wir als die Antwort der Menschen auf eine Welt begreifen, aus deren Zusammenhängen wir, in unterschiedlichen Richtungen und in unterschiedlichem Grade, aber allesamt radikal hinausgetreten sind. Der Mensch hat mit der Aufrichtung die Fernsinne Gesicht und Gehör zu seinen wichtigsten Orientierungen gemacht und sich von der Kommunikation mit der Mitwelt in Berührung und Geruch weitgehend entfernt. Das Gehirn hat im Zusammenspiel mit den Sinnen und Gliedern eine wesentlich selbständigere Funktion eingenommen. So haben sich die menschlichen Handlungen aus der Unmittelbarkeit der Natur verabschiedet.

Natur kennt keine Aktionen, sondern nur Reaktionen, weil jeder Vorgang unweigerlich auf die Verhältnisse bezogen ist, in denen er stattfindet. Das Geschehen im Reich der Mineralien, der Pflanzen und noch der Tiere übersetzt die äußeren Bedingungen in die je eigenen Vorgänge, ohne sich Räume der Reflexion dazwischen schaffen zu können, in denen menschliche Distanzierung und Vorausschau sich bilden. Wir lösen Reaktion auf unsere Umgebung durch Reflexion auf ein Gegenüber unserer Sinne und unseres Verstandes, unserer Gefühle und unserer Gestimmtheiten ab. Wir können spekulativ Schritte und ganze Ketten von wechselseitig einander bestimmenden Vorgängen einseitig vorwegnehmen und überspringen. Unsere Handlungen greifen in die Welt, ohne dass Angemessenheit und Erfolg in ebenso vielen Zwischenschritten überprüft und berichtigt würden, in denen andere Lebewesen bereits ihre Existenz aufs Spiel setzen. Selbstverständlich sind auch die Zugriffe unserer Erkenntnis Handlungen in diesem Sinne (Jeanne Hersch).

Die Menschen müssen also, um nicht grundsätzlich ihre Bezogenheit auf die Welt und damit auch auf den Teil der Welt, der sie selbst sind, zu verlieren, im Spielraum ihrer Reflexionsfähigkeit, also bewusst zu antworten versuchen.

Diese Reflexionen sind grundlegend in einem elementaren Bedürfnis begründet, einem elementaren Gefühl der Dankbarkeit Ausdruck zu geben (Tschiamalenga Ntumba) und einem Gefühl der Furcht gewachsen zu sein – die Verwandlung von Furcht in Ehrfurcht. Gerade weil es sich um Gefühle handelt, ist wesentlich mit den Bedürfnissen der Drang zu Handlungen verbunden. Dankbarkeit und Furcht werden nicht nur in Formeln der Verehrung gekleidet; sie werden in Opfern ausgedrückt und durch symbolische Handlungen betätigt. Der Zugriff wird durch Gaben versöhnt. Die Bitte um Schutz und Erhaltung wird durch die Bereitschaft glaubhaft gemacht, selber beizutragen zum Schutz und zur Erhaltung einer Welt, die als ebenso gefährdet wie gefährlich, als ebenso bedürftig wie spendend erfahren wird.

Die Tradition der Rabbiner sagt zur Scheidung der Wasser am zweiten Tage der biblischen Schöpfungsgeschichte, der *rakia*, der Riss, war notwendig, damit nicht nur die Erde vom Himmel, sondern auch der Himmel von der Erde aus gesehen werden

kann. Und schließlich braucht Gott den Menschen zum Gegenüber. In der Religion der Juden findet dieser Austausch wesentlich im Wort statt, und die Zehn Gebote beschäftigen sich zur ersten Hälfte mit dem Verhältnis von Gott und Menschen, zur zweiten mit den Verhältnissen der Menschen unter einander. Gott spricht nicht mit der Natur. Die Vollzüge dieser Religion scheinen mir sehr stark auf das Wort konzentriert zu sein, obwohl gerade auch die Riten der Thora sehr schöne Belebungen der Seele durch die Sinne pflegen, etwa wenn zum Shabat die Schale mit duftenden Blüten kreist und die Gläubigen in einem tiefen Atemzug ihren Geist beschwingen. Darin lassen die Menschen die Natur antworten auf das Bedürfnis der aus ihr Herausgetretenen, sich dieser Kommunikation mit der Welt zu versichern. Nur in ihr können wir uns unserer selbst versichern, indem wir unsererseits antworten.

Der moderne Begriff der Religion ist bewusst und unbewusst von der Idee der Verantwortung beherrscht, wie er in den monotheistischen Traditionen ausgebildet worden ist. Die Kommunikation wechselseitiger Antworten haben sie entschieden abgelöst durch die Achse der Zentralperspektive, in deren Fluchtpunkt der Weltenschöpfer, Weltenherrscher, Weltenrichter steht, im Augenpunkt der Mensch, und zwar wesentlich der Einzelne. Die christliche Tradition hat zwar neben dem Buch der Bücher ein zweites, das Buch der Natur, zugelassen. Es soll aber zu uns wiederum von Gott sprechen. Die Natur ist nicht selber Ort und Medium unserer Begegnungen mit der Transzendenz. Dieselbe Optik herrscht in der physikalischen Naturerklärung der rationalistischen Aufklärung vor. Goethe hat seine Naturwissenschaften so leidenschaftlich dem Weltbild Newtons entgegengesetzt, weil er uns die Phänomene der Natur als Zeit-Orte der Begegnung mit der Transzendenz bewahren wollte. Er hat sie verteidigt gegen ihre Reduktion auf messbare, berechenbare und damit manipulierbare Tatsachen, als die sie sich in die Koordinatensysteme einer Wissenschaft projiziert finden, die ihre Experimente für identisch wiederholbar erklärt, um exakte Vorhersagen treffen zu können. Inzwischen weiß sich zumindest die theoretische Quantenphysik in dem Spannungsfeld von Präzision einerseits und Relevanz andererseits, in dem die klassische Naturwissenschaft sich eindeutig für die Präzision entschieden hat. Diese Einstellung hat sich im Hinblick auf die Anwendbarkeit von Forschung in technischen Umsetzungen im Großen Ganzen auch nicht geändert.

Goethe wurde wegen seiner Naturauffassung als Pantheist oder Schlimmeres angegriffen und verfemt. Dieser Umstand dürfte eine Parallele darstellen zu der Verurteilung, die aus der Perspektive des Monotheismus über „Polytheismus“ und „Animismus“ ausgesprochen worden ist. „Polytheismus“ unterstellt töricht naiv, dass da eine Multiplikation von Monotheismus stattfindet. Dessen Zentralperspektive verwandelt die Vorstellung tendenziell ins Visuelle; Ikonen werden nebeneinander gestellt. Eine grundsätzliche statische Vorstellungsweise, die wir vom „Unbewegten Beweger“, dem Demiurg des Aristoteles, geerbt haben. Welten mit einer Vielzahl von Gottheiten sprechen von etwas ganz Anderem. Sie suchen, unterschiedliche Kräfte und Energien fassbar zu machen, und zwar als ein fortgesetzt sich ereignendes Gefüge von Beziehungen. Selbstverständlich ist dies dem zu Beginn geschilderten reaktiven Charakter der Natur näher als eine Religion, die ein solches Gefüge, ein Aufeinander-Reagieren auflöst in einzelne Teile, die ein zentraler, abstrakter Wille zusammensetzt. Die Willkürlichkeit dieses Zentralismus wird an der Übergangphase deutlich, wo einer der frühen Kirchenväter, Dyonisius Areopagita, die vielen Wirkweisen noch kennt, aber verwandelt in „Die Namen Gottes“.

Die Problematik des „Animismus“ ist eine ganz ähnliche. Wenn die Bewegungen der Phänomene, ob es Tiere, Pflanzen, Winde oder Wolken sind, vom Willen des zentralen Weltenherrschers abhängen, bleibt von ihnen nur ihre Materialität übrig. Wir haben noch viel zu wenig begriffen, dass der Materialismus das Restprodukt unserer dualistischen und zentralistischen Metaphysik ist. Dieser Dualismus führt in alle Zusammenhänge des Lebens das vivisektionistische Skalpell seines Entweder-Oder ein. Kulturen, die sich praktisch und im reflektierenden Bewusstsein im Spannungsfeld von Vielem und Einem zu bewegen vermögen – das antike griechische ἐν καὶ πᾶν ist uns schon lange abhanden gekommen –, können eben die Vielheit als eine in sich bewegte und gegliederte Einheit verstehen. Dieses Verständnis kann die Form eines Kanons verschiedener Gottheiten annehmen. Es kann sich ausdrücken darin, dass die Wesen und Vorgänge und Dinge dieser Welt als beseelt gewusst werden. Dann nimmt die Achtung der Menschen für sie je einen Teil menschlicher Verehrung, Dankbarkeit, Ehrfurcht auf, die im Monotheismus gebündelt werden – was seinerseits nicht problematisch wäre, falls nicht die wirkliche Welt darüber missachtet oder gar verachtet und missbraucht wird.

Vom Monotheismus und seinem Dualismus her werden die Wesen und Vorgänge und Dinge automatisch und mit der Autorität dieser Religionen enteelt. Kulturen, die diesen Prozess nicht durchgeführt haben, hexen dann angeblich ihre animistischen Vorstellungen in die angeblich seelenlose Natur. Und unfähig zu dem Abstraktionsgrad der Metaphysik, müssen sie als primitiv gelten. Was die abstrakten Religionssysteme von alten Vorstellungen nicht in ihre Doktrinen integrieren konnten, das haben sie als „Volksgläubigkeit“ abgeschoben oder problematisiert.

Die Bedeutung des Ästhetischen für die Religion müssen wir wohl durch Beispiele der Religionen uns klar zu machen versuchen. Die Religionen, ohnehin immer zu wenige, die wir studieren können, werden nicht eine endgültige Klärung begründen, weder im Plural und noch weniger im Singular. Erst recht verleitet der Begriff von „Weltreligionen“ dazu, sich zu erlauben, die unscheinbaren Religionen zu vernachlässigen und sich dennoch für tolerant zu halten. Toleranz ist ohnehin ein schlechter Kompromiss. Es bedarf schon eines, ich würde sagen, leidenschaftlichen Interesses für das Andere, um ihm seine besonderen Beziehungen abzugewinnen. Die Aufgabe ist ebenso wenig, das Andere zu übernehmen; das würde im umgekehrten Sinne das Prinzip von Entweder-Oder realisieren, das als Mission aggressiv in die Vielfalt eingreift. Wir verfolgen vielmehr auf möglichst vielen Wegen, wie die Kulturen ihre Beziehungen zur Mitwelt gestalten und wie ihre Religionen sie dabei führen.

Selbstverständlich wird ebenso deutlich, dass die Modi des Naturverhältnisses in allen seinen technischen, psychischen, künstlerischen, erkenntnistheoretischen Ebenen von den religiösen Auffassungen der jeweiligen Kultur grundlegend bestimmt sind. Damit ist offensichtlich, dass die Rolle des Ästhetischen in einer Religion – und sei es durch deren säkularisierte Äquivalente – auch über das Gelingen und Misslingen der Beziehungen einer Zivilisation zur Natur entscheidet und daran beurteilt werden kann. Die Extreme werden repräsentiert durch einen „Animismus“ oder Ähnliches, dem die gesamte Schöpfung heilig ist, und auf der anderen Seiten den modernen Krieg gegen die Natur.

Den vielleicht traurigsten Beitrag der Religionen zu dem kriegerischen Dualismus sehe ich noch nicht einmal in der wütenden Askese christlicher Orden und der Ächtung des Leibes durch die Kirchen. Noch grundlegender hat die Transsubstantiationslehre gewirkt, zumal die Behauptung des Hochmittelalters, dass irdische Stoffe nur durch

priesterliche Verwandlung Göttliches inkarnieren können, im Kontext römischer Machtpolitik über die Seelen betrieben worden ist. Der Substanzbegriff, der dabei entstanden ist, hat eben die moderne Auffassung von Natur bis in die Kategorien der klassischen Physik geprägt und ist noch heute verantwortlich dafür, dass die ganz anderen Einsichten der Quantenphysik weder unser Weltbild noch unser Verhalten gegenüber der Natur erreichen können.

In demselben 11. Jahrhundert, in dem die ältere Lehre von einer friedlichen Koexistenz des Materiellen und des Göttlichen in der Eucharistie verbannt wurde, hat Rom auch die große Vielfalt von Liturgien verboten, in denen sich nämlich eine Fülle von regionalen Traditionen sinnenhafter Riten und Symbole aus vorchristlichen Zeiten erhalten hatte. Besonders entschieden haben die Bretonen ihr keltisches Erbe unter dem Schutz ihrer eigenen Heiligen bis in die Neuzeit geschmuggelt – etwa die Heilung des Gehörs durch die Resonanzen der eigenen Stimme in der Nische des steinernen Grabes für Saint Cado. Und es gibt überhaupt manche Beispiele, die sich dennoch in der katholischen Kirche bis heute erhalten haben gegen die rationalistische Moderne, die ich wesentlich bereits mit der Scholastik begründet und mit der Aufklärung nur fortgesetzt und verschärft sehe. Die Reformationen schon Luthers, erst recht Calvins und Zwinglis, gehören in diese Linie. Unter der Diktatur des Reformators in Genf wurden die Denunzianten selbst auf ein Lachen angesetzt, das sich auf die Straßen wagen könnte, weil es vom Ernst dieser Religion ablenken würde. Welche Regel könnte antiästhetischer sein?

Ästhetik ist doch die Wissenschaft der Vernunft und der Sinne von den Resonanzen zwischen den Wesen der Welt.

Das Ästhetische in einer Religion ist mir am nächsten und eindruckvollsten in den Shintô-Schreinen Japans begegnet. Auf den Wegen durch Senken und zur Höhe des Berges hinauf diesem Rhythmus zu folgen. Von Tor zu Tor hinter sich zu lassen, was an die Welt der Erwartungen und des Heideggerschen Besorgens bindet, was die Poren der Sinne und der Seele verstopft. Im Wechsel der Schritte sich vom Wechsel des Atems führen zu lassen. Im Gespräch mit Rolf Elberfeld mir versichern und erläutern zu lassen, was mir der ganze Berg sagt und jede Station unseres Weges: Alles kann heilig sein, und es gibt Handlungen, durch die das Geheiligte ausgezeichnet wird, ohne das Andere herabzusetzen. Alle Bäume und Pflanzen und Steine bilden den Hain des Schreins. Aber einige Bäume, einige Steine sind mit Girlanden aus trockenem Reisstroh bekränzt, wie die Konviven eines griechischen Gastmahls. So ahnt man, dass andere darauf warten könnten, ähnlich gefeiert zu werden, und man wird bereit, ebenso viele Riten zu finden, die zu solcher Heiligkeit einladen.

Mir scheint, dass wir im Grunde unseres sinnhaften Bewusstseins finden, wie da auf die Einladungen und die Forderungen zu antworten sein kann. Kinder nehmen, lässt man sie nur, aus einem tiefen Bewusstsein Handlungen vor, die jene ältesten Rituale erneuern, von denen noch die sogenannten Hochreligionen in ihrer einsam gewordenen Abstraktheit leben. Ich habe erlebt, wie ein achtjähriger Junge sich zwischen eine Frau, die ihm sehr nahe war, und den Mann, den sie heiraten wollte, setzte und ein Stück Schokolade brach, um ihnen die Hälften zu geben. Ich habe erlebt, wie dieses Kind seinen Schal abnahm und ihn um die nebeneinander liegenden Hände der beiden wand – eine Stola. Ich habe erlebt, wie zwischen zwei Liebenden, die sich in einem Streit verfangen hatten, eine Katze langsam den einen und die andere umstrich, sie zart und unwiderstehlich mit einander verbindend. Wir brauchen nur unsere eigenen Erinnerungen ernst zu nehmen und unsere Augen zu öffnen, um einer Fülle von Situationen ähnlicher Bedeutung gewahr zu werden. Die Transzendenz ist allerorten bereit zu erscheinen.

Die Religionen erfinden sie nicht. Aber sie erfinden Riten, um „dem Göttlichen Orte zu bereiten“, wie Koffi Koko, der große Priester und Tänzer aus Benin, es auch von den Künstlern fordert.

Diese Aufgabe haben die Religionen immer wieder dazu missbraucht, ihre Macht über die Menschen zu errichten. Vielleicht hat der afrikanische Schmied als Sachwalter des Göttlichen dazu weniger Anlass und Gelegenheit als Kirchenapparate und Priesterstaaten. Ich habe gelernt, dass die Shintôreligion, folgerichtig, keine solchen Priester und keine Kirchenstruktur kennt. Religionen, die eine schriftlich festgelegte, geoffenbarte Lehre verwalten, sind der Versuchung wohl immer verfallen und haben ihre Scholastik betrieben. Die einen haben „die Pforten der Weisheit geschlossen“, also die vorhandenen Kommentare zum Koran kanonisiert und gegen erneuerndes Verständnis gesichert. Das Ringen gegenwärtiger Islamgelehrter wie Abu Zaid um eine moslemische Hermeneutik sucht diese intellektuellen Pforten für die existenzielle Erfahrung des Glaubens zu öffnen. Die christliche Scholastik hat Gläubigkeit rational umzuprägen versucht, um unbotmäßiges Erleben und Deuten des Göttlichen mit der Gewalt der Logik in die dogmatischen Kanäle zurückzuzwingen. Allerdings ist diese Strategie nicht an den Monotheismus allein gebunden. Auch Indien hat seine Scholastik hervorgebracht und betrieben, etwa im Streit der buddhistischen Schulen des „großen“ und des „kleinen Gefährts“. Das System der positiven Liste von Ge- und Verboten, deren buchstäbliche Befolgung den jüdischen „Gerechten“ macht, riskiert nicht weniger, die Fragen und Erfahrungen zu verstellen. Dass in Israel Föten zur Produktion von Stammzellen industriell hergestellt werden, gilt fraglos und nur deshalb nicht als zu verantwortender Eingriff in die Schöpfung, weil die heiligen Schriften von vor Jahrtausenden selbstverständlich kein einschlägiges Verbot aufzählen.

Verantwortung ist eben in der ganzen modernen Welt aus dem Wechselspiel von Antwort und Rückantwort herausgenommen, seit und wo die Menschen lediglich Gott gehorsam gegenüber den Regeln der Religion schulden und damit aus der unmittelbaren eigenen Beziehung zu unserer Mitwelt entlassen sind. Seit die Moderne diese Rückbindung an den Weltenherrscher und Richter über die menschlichen Seelen abgeschafft hat, finden wir keine Begründung mehr in der Sache unseres Seins in und mit der Welt für diese Verantwortung. Ziemlich hilflos und wenig überzeugungskräftig werden Normen beschworen, die irgendwann eine systematische Geltung erlangt haben. Doch nichts kann die existenziellen, die ästhetisch sich vermittelnden Zugänge und Beziehungen zu unserem Gegenüber ersetzen.

Es macht nachdenklich, dass Japan trotz der Shintô-Tradition zu den fortgeschrittensten Länder einer entgegengesetzten, oft noch westlich genannten Welt gehört. Vielleicht beruhigen die alten Riten die modernen Gemüter mehr, als die Situation inzwischen erlaubt? Vielleicht fordert die intensive Bindung des Bewusstseins in die Natur zu Bewegungen der Abstoßung heraus? Könnte schon die Ästhetik des *kirei* (das Schöne), die uns Ôhashi so deutlich vor Augen rückt, ein solcher Versuch sein, dem Eingebundensein den trennenden Schnitt gegenüberzustellen? Ich habe jedenfalls das Gefühl, dass die Bewegung des *butô* eine überzeugende zeitgenössische Erneuerung der Grundbeziehung zur Natur, uns gegenüber wie in unserem Leibe selbst, ist, wie sie traditionell im Shintô ihren Ausdruck findet, jetzt aber durch die Entfremdung hindurch.

Das ist umso ergreifender, als rund um den Erdball solche Erneuerungen desto schwerer zu finden sind, je verzweifelter sie eigentlich gebraucht werden. Gewiss ist die von Nordamerika ausgegangene Welle einer Verehrung für Gaia, einer Lehre von der Erde als einem Lebewesen, ein Ansatz dazu, den Menschen wieder einen Ort und eine

Aufgabe in dem Zusammenhang zuzuweisen, der einmal der kosmische heißen konnte. Als Religion dies wiederzubeleben, stößt auf die Probleme, die der Rationalismus auch mittelbar geschaffen hat. Alle die uralten Zugänge und Formen sind von den „Hochreligionen“ eifersüchtig bekämpft und zu hexerischem Aberglauben erklärt worden. An den Rändern der Gesellschaft und ausgeschlossen von der Korrespondenz mit deren neuen Entwicklungen sind sie in der Tat weitgehend degeneriert oder im Brackwasser der Geschichte verkommen. Deshalb bemühen sich neue Ansätze um Anschluss an die Naturwissenschaften. Das kann nicht gelingen, solange die Bemühungen vor allem darauf gerichtet sind, von der Autorität der exakten Forschung zu profitieren. Diese hat ja gerade den Dualismus technisch und geistig manifest gemacht. Als Wissen um Zusammenhänge, besonders um Zusammenhänge anderer Art, als sie die Identitäts- und Kausalitätsstrategien des praktizierenden Positivismus freilich reduziert darstellen, können diese Wissenschaften die besten Argumente und die wichtigsten Wegweiser beisteuern. Die Bedingung dafür ist, was Alexander von Humboldt von der Wissenschaft gefordert hat, als sie begann unter die Fahnen fortschrittsbesessener Evolutionstheorien zu geraten: Mit dem Messen und Vergleichen den Genuss des je Unvergleichlichen zu verbinden. Dies, meine ich, ist die radikale Forderung, dem Ästhetischen in allen Schichten unseres individuellen und geschichtlichen Bewusstseins zu folgen.

Im ästhetisch Elementaren dürften wir, ein gewisses Bewusstsein seiner transzendierenden Bedeutungen vorausgesetzt, einander am besten verstehen. Den sinnhaften Riten vertraue ich mich ebenso bedenkenlos an wie allem Gesang, um eine andere Kultur, Religion, Weltdeutung kennen zu lernen. Wenn die Hindu-Priester mich zugelassen haben, lasse ich mir das dritte Auge öffnen mit dem Fleck von Shiva auf der Stirn und lasse die Öffnung wirken in mir. Wenn ich, den geomantischen Freunden folgend, mich eines Ortes annehme, erinnere ich mich dankbar der Reisstrohgirlanden um Bäume und Steine in Japan, aber auch der keltischen Setzung von Steinen zur Unterstützung von Energiefeldern und Kraftorten der Erde. Ich habe immer vor Augen diesen Baum am Assi Ghat von Varanasi, zu dem am Abend eine alte Frau Wasser bringt und Lichter um seinen Fuß entzündet, wie sie manchmal zu Hunderten auf der Ganga zum Grube der verstorbenen Seelen in die Nacht hinaus schwimmen. Gäbe es eine schönere Anschauung der Welt als die Verse der indianischen Beschwörung:

I walk in beauty before me, I walk in beauty behind me,
I walk in beauty above me and below me,
I walk in beauty to the East, I walk in beauty to the West,
I walk in beauty to the South and in beauty to the North,
I walk in beauty wherever.

Und dann die Rückverbindung der kosmischen Ordnung zum immer erschütterten Suchen der Menschen in der Weisheit der Dogon: Das Gehirn und das Herz der Menschen sind wie Sonne und Mond. Der Verstand ist der Mond, er reflektiert, was wir im Herzen gewahr werden.

Am stärksten blockiert werden dieses Erleben und sein Ausdruck durch die modernen Ängste. In frühen Kulturen haben konkrete Bedrohungen durch die Übermacht der Natur die Erfahrungen der Menschen bis in ihre tiefsten Schichten geprägt. Wo die Menschen der modernen Gesellschaften unter dem Mangel an Begegnungen und Resonanzen mit der Welt leiden, nistet sich eine alles entwertende Angst ein. Oft wird sie eine Angst vor dem Tode genannt. Sie ist aber in Wahrheit, viel schlimmer,

eine Angst bereits vor dem Leben. Diese Angst vor dem Leben drückt sich allerdings besonders auffallend darin aus, wie bewusst der Tod verbannt wird, wo wir unfähig werden, das Leben zuzulassen. Philosophen wie Diderot und Ernst Bloch haben betont, dass der Tod in dem Maße an Schrecken verliert, wie wir die Fülle des Lebens zu erfahren vermögen. Das heißt aber nur, die Faszination der zukünftigen Leere wird durch eine gegenwärtige Fülle verdrängt. Der Kampf gegen den Tod wird uninteressant. Das eigentliche Wissen ist damit aber auch noch verdrängt. Tod ist eine Dimension des Lebens, und zwar eine Dimension, die unerträglich wird, wenn sie nicht konkret, sinnlich gewusst und gestaltet wird.

Eine lebendige Beziehung zum Reich der Toten hat in den Religionen die vielfältigsten und erstaunlichsten Vorstellungen und Gestalten entfaltet. Die Blässe der griechischen Unterwelt jenseits des Styx erinnert bereits an die Leblosigkeit der Schatten von Abbildern im Plato'schen Höhlengleichnis. Die ägyptischen Totenbücher lassen dagegen die Seelen mit dem Tod eine Wanderung beginnen, an deren Stationen die Fragen der Lebensgeschichte neu zu bestehen sind. So entsteht eine Kontinuität der Bewegungen davor und danach. Aus Asien kennen wir ähnliche Bilder, immer die Menschen erneut den Dämonen entgegenführend. Lebend werden sie längst darein einbezogen, indem sie Fürsorge leisten für ihre Verstorbenen. Das heißt *viaticum*, Wegzehrung, Opfergabe. Vielleicht drückt sich darin vor allem die Eingebung aus, mit den Abwesenden, die in unserem Bewusstsein so anwesend sind, ganz greifbar Momente unseres Lebens zu teilen. Die mexikanischen Familien feiern, von der Kirche am Allerseelentag geduldet, ein abendliches Mal mit den Verstorbenen, an deren Grab sie sich versammeln. Kinder legen ihrem toten Vater oder der geliebten Großmutter einen Keks von ihrer Vesper auf die Fensterbank und freuen sich, wenn die Vögel kommen, um ihn den Toten zu bringen. Die Janomami-Indianer essen selber die Asche ihrer Verstorbenen, die ihnen so ihre Lebenskraft hinterlassen. Ganze Stämme sind eingegangen daran, dass Missionare diese Riten verhindert und sie dieser Kommunikation beraubt haben.

Tod und Leben gilt es aber noch in einem anderen Sinne einander durchdringen zu lassen. Die afrikanischen Initiationsriten geben der Einsicht Gestalt: „Wer nicht gestorben ist, solange er lebt, ist tot, bevor er stirbt.“ Wenn wir mit jedem Ausatmen die Form sterben lassen, die wir angenommen und ausgebildet haben, dann lassen wir sie sich verwandeln und im neuen Einatmen umbilden. So allgegenwärtig hält die Zazen-Tradition diese Grunderfahrung. Im traditionellen Afrika werden große Einschnitte wie der Wechsel von der Kindheit zum jugendlichen Mitglied der Erwachsenenwelt entsprechend begangen und ausgestaltet auf sehr fühlbar leibliche Weise. Diese Erfahrungen der Wiedergeburt mitten in der Lebensgeschichte tragen auf eine existenzielle Art in einen Wechselrhythmus von Schritten durch Leben und Sterben hindurch, der von sinnlich symbolischen Handlungen getragen und bestätigt wird. Das erleben wir, wenn afrikanische Beerdigungen noch in Südamerika in den Tanzbewegungen der Heimatkulturen die Trauer und die Zuversicht zum Schwingen bringen.

Die Transzendenz taucht immer da im Ästhetischen auf, wo unser sinnhaftes Erleben das Leben ganz in die Gegenwart konzentriert, die Jeanne Hersch „unsere einzige Verabredung mit der Welt“ nennt. Da darf Sein sich ereignen – weder durch die Zwecke alltäglichen Handelns noch durch Metaphysik in die Ferne seiner Unendlichkeit verdrängt. Die Riten, die solcher Vergegenwärtigung dienen, nein, besser, unserer Hingabe, können sich in Form der nächstliegenden Verrichtungen bilden oder im gedanklichen Hinblick auf das nie Fassbare. Dass sich das Volk und die Religion der Juden durch zwei Jahrtausende der Zerstreung über die Erde erhalten haben, dürften,

mehr als alles andere, zwei Traditionen geleistet haben: Sie sind immer in der unmittelbaren Verbundenheit mit ihrem ursprünglichen Lande geblieben, indem jedes ihrer Gebete die jahreszeitliche Bitte um Regen oder doch wenigstens Tau für die Erde von Palästina einschloss, wo immer sie gerade sich versammelten. Andererseits war es die hohe Abstraktion, die die mosaische Religion mit dem unvergleichlichen Symbol erreicht hatte, den Tempel, hinter dem Vorhang freilich, leer zu wissen. Wie wäre anders eine verwandelte Kontinuität nach der Zerstörung des Tempels von Jerusalem möglich gewesen.

Nun ist doch der Begriff Symbol gefallen. Kaum etwas entzieht sich, so systematisch vertrieben, aus dem zeitgenössischen Verständnis. Linguistisch-strukturalistischen Theorien folgend ist sein Gehalt auf eine äußerliche, rein konventionelle Relation reduziert worden, gewissermaßen eine Leerstelle, die man eben noch optisch wahrnehmbar macht. Verkehrszeichen werden Symbole genannt und dies an Straßenkreuzungen, die nicht einmal das Vogelgezwitscher japanischer Fußgängerwege kennen. Von Kindesbeinen an wird gelernt, am Computer die „Symbole“ für E-Mail-Senden oder Speichern mit der *mouse* anzuklicken. Wir brauchen das Wort aber in seiner wahrhaften Bedeutung, die eben die anschauliche, die greifbare, die sinnliche Brücke bildet zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren, dem Hörbaren und dem Unhörbaren. Dass sie uns von einer Seite der Wirklichkeit zur anderen – die indische Tradition spricht vom Ineinander einer manifesten und einer nicht manifesten Welt – führen, hat Novalis noch einmal in Erinnerung gerufen. Hölderlin lädt uns ein, während wir auf die Wiederkehr der Götter warten, uns ihrer abwesenden Anwesenheit in den Feiern von Brot und Wein zu versichern. Paul Celan hat der Geste eine Wiedergeburt nach der Katastrophe des Holocaust in äußersten, innersten Bildern versprochen.

Ästhetik hat Nietzsche mit dem Wort übersetzt, das sein ganzes Werk durchzieht: „am Leitfaden des Leibes“. Er wusste, dass wir ihn nur wiederfinden, wenn wir dem „unerhörten, unhörbaren Unterstrom unserer Geschichte“ neue Aufmerksamkeit widmen. Im Westen sind darüber die verschiedensten Moden ausgebrochen – ernsthaftere und weniger ernsthafte, oft kommerziell beschleunigte Ansätze dazu, von den übrigen, den weiter der westlichen Zerstörung ausgesetzten Kulturen das eine oder andere zu übernehmen. Diese Versuche liefern oft nur schönere, mildere Drogen für Gesellschaften mit allen Symptomen des Mangels, des Entzugs von Sinnenbewusstsein. In einem wahrhaften Dialog der Kulturen können sie auch eine heilende Wirkung entfalten, und zwar in zwei gewissermaßen entgegengesetzten Richtungen. Sie können uns dazu führen, der strengen Empfehlung von J.P.S Uberoi zu folgen: „Wenn ihr ein anderes Denken sucht, kommt nicht nach Indien, wo ihr es gerade zerstört und wo ihr willkommen seid, den Müll einzusammeln, den ihr bei uns abladet. Sucht das Andere, indem ihr in einer eigenen Geschichte wiederentdeckt, was sie ebenso hervorgebracht hat.“ Die andere Richtung könnte das Unglück der vielfältig erzwungenen Migrationen vorzeichnen, wenn wir es vorwärts in geistige Haltungen verwandeln. Ich vermute, dass die Erneuerungen von Kultur in unserer aktuellen Welt aus den Verwandlungen in den Exilen erwachsen werden.

So manche spirituelle Tradition etwa des östlichen Asiens erblüht neu aus ihren Ablegern im Westen und findet neue Aufmerksamkeit auf diesem Wege, rund um die Welt. Religionen können sich, von den Geschichten ihrer Verkrustung in Macht und Korruption, in Verstaatlichung, für neue Kontexte befreien. Zugleich können ihre traditionellen Botschaften durch die vertriebenen Zeugen Vorbilder und Anregungen in andere Völker tragen. Für beides gibt es wohl keine eindrucksvollere Erfahrung als das

Wirken des Dalai Lama und der tibetischen Lehre in der modernen Welt. Vielleicht werden wir aber auch den Satz Christi, „wo drei von Euch sich in meinem Namen zusammentun“, abzulösen lernen von diesem und von anderen Namen und in den Begegnungen von Menschen miteinander und mit der Welt die je konkrete Antwort entdecken, die menschliche Gegenwart mit der göttlichen verbindet. Gewiss wird dann das Wort göttlich zu einem Namen, bei dem wir Transzendenz rufen.

Alle diese Überlegungen und Bemühungen berühren scheinbar nur das Bewusstsein der Menschen als Einzelnen. Sie gehen aber auf doppelte Weise darüber ins Geschichtliche hinaus. Zum einen haben wir allzu lange den Fehler begangen, Menschheit als abstrakte Einheit abzuhandeln. Wirklich ist auch Menschheit, auch Gesellschaft immer nur in ihren augenblicklich lebenden Individuen, zusammen mit deren Bewusstsein von Früheren und für Kommende. Erneuerungen werden lieber auf der abstrakten Ebene geplant, weil es die Neuerer immer sehr eilig haben. Sicher auch aus vielen guten Gründen; aber die Eile macht nichts besser, zumal das Neue ideologisch bleiben muss. Verwandeln werden sich auch nicht alle, selbst nach und nach. Es wird immer um die Prozesse gehen, nicht um den „kurzen Prozess“. Zum anderen stehen laufend und drängelnd Entscheidungen an aus der Verantwortung auf höchstem Weltniveau wie auf dem alltäglichsten Lebensformen. Auch da sollte das Ästhetische größte Bedeutung erhalten. Nur wo wir unsere Strategien an den konkretesten Erfahrungen und Beobachtungen messen, verwandeln, können wir hoffen, Unheil abzuwenden, das wir in den Generalstabskarten unserer Weltbemächtigung heraufbeschwören. Ich sehe dies sich noch in so wohlgemeinten Initiativen wiederholen wie der für ein „Weltethos“, weil sie die fatale Ideologie der Einheitslösung fortsetzt und die Religionen ausgerechnet auf der Ebene ihrer offiziellen Machthaber vereinigen will, von denen so viele für die Trennungen und Feindschaften gesorgt haben, statt den Gläubigen und Ungläubigen aller Kulturen zu helfen, einander zu vertrauen, wie sie es ohne Indoktrination längst vermocht hätten.

Ich möchte an dieser Stelle, und stellvertretend für viele, die auf diesem Weg vorangegangen sind, das Gedenken Mar Gregorius, dem Metropoliten der altindischen Christen, und dem Beispiel widmen, das er für die Begegnung zwischen den Religionen und Kulturen entwickelt hat. Eine Konferenz von Vertretern vieler Religionen hat er in Delhi verwandelt in eine Begegnung, aus der alle tief berührt und im Bewusstsein einer großen gemeinsamen Erfahrung zurückgekommen sind: Mar Gregorius wusste, dass zu den stärksten Medien des Ästhetischen die Stille gehört und hat die Versammlung in Übungen des Schweigens miteinander durch diese Woche geführt.